

## **Die Spannungen zwischen der Römisch-Katholischen Kirche und der Orthodoxen Kirche: Historische Ursachen und Heutige Situation**

*(Zum Gedenken an Franz Kardinal König)*

### **Bert Groen**

In der Volksschule lernte ich, dass es im Jahr 1054 zum Großen Schisma zwischen der Katholischen Kirche und der Ostkirche kam. Ich war damals ein eifriger Ministrant und nach jeder Messe – damals noch im lateinischen tridentinischen Ritus - wurde für die Bekehrung Russlands gebetet. Mir war damals nicht so klar, ob nun für die Befreiung der Russen vom gottlosen Kommunismus oder für die Hinwendung der Russen zum Katholizismus gebetet wurde. Wahrscheinlich war beides gemeint, denn, als ich später Theologie studierte, war ich erstaunt, zu erfahren, dass es in Russland viele Christen gibt, nämlich Orthodoxe. Als ich für meine Forschung in Griechenland wohnte, erfuhr ich, dass die griechischen Kinder lernten, dass im genannten Jahr 1054 die Katholiken sich von der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche abgespalten hatten und dass der Papst und seine Kirche die Gemeinschaft der Rechtgläubigkeit verlassen hatten. In Griechenland und durch meine spätere Arbeit am Institut für Ostchristliche Studien der Universität Nijmegen in den Niederlanden lernte ich, die beiden konfessionellen Perspektiven mit einander zu vergleichen und historische und theologische Wahrheiten jeweils auch durch die Brille der anderen Konfession zu sehen.

Dieser Vortrag ist dem Andenken des Kardinals Franz König gewidmet. Durch sein Aufgeschlossen-Sein für andere Kirchen, Religionen und Kulturen, durch seine Dialogfähigkeit und Spiritualität war er vielen ein Beispiel und das wird er bestimmt bleiben.

Es ist klar, dass heute Abend nur wenige Aspekte der wechselseitigen Beziehungen zwischen den beiden Großkirchen erörtert werden können. Außerdem besteht die Orthodoxe Kirche aus einer Gemeinschaft von Schwesterkirchen, die jedoch ihrem politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext nach sehr unterschiedlich sind. Denken Sie hier bloß an die Unterschiede zwischen Russland, dem EU-Land Griechenland, dem großteils islamischen Mittleren Osten und der westlichen Welt: in all diesen Gebieten findet man von einander unabhängige Orthodoxe Kirchen vor. Aus Gründen der Beschränkung werde ich mich heute Abend im Besonderen auf das Patriarchat Konstantinopels konzentrieren. Sämtliche Orthodoxe Kirchen räumen ihm den Ehrenprimat ein. Die aktuellen Spannungen zwischen Moskau und Rom lasse ich jetzt außer Betracht, aber wir können während der Diskussion darüber sprechen. Aus Gründen der Beschränkung werde ich die katholische Teilnahme am Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) ebenfalls außer Betracht lassen. Obwohl die Römisch-Katholische Kirche bekanntlich kein volles Mitglied dieses äußerst wichtigen ökumenischen Gremiums ist, gehört sie der bedeutendsten Kommission des ÖRK an, nämlich ‚Glaube und Kirchenverfassung‘ (*Faith and Order*), und gibt es rege Kontakte zwischen Rom und dem ÖRK. Die Römisch-Katholische Kirche begegnet also auch hier der Orthodoxen Kirche (sowie den Evangelischen Kirchen, usw.).

Ich werde nur einige Streifzüge durch die Geschichte und die heutige Zeit machen sowie einige persönliche Eindrücke Ihnen mitteilen. In einem ersten Schritt werde ich kurz auf die Ursachen der gegenseitigen Entfremdung zwischen Rom und Konstantinopel eingehen; in einem zweiten Schritt werde ich Versuche, die unternommen wurden, um die Kluft zwischen den beiden Kirchenzentren zu überbrücken, erwähnen; und in einem dritten Schritt werden die Probleme des Papsttums, der Balkankriege und des Mangels an ökumenischer Bildung zur Sprache gebracht.

### *I. Historische Ursachen für die Spannungen zwischen Rom und Konstantinopel*

Schon viele Jahrhunderte lang ist Konstantinopel einer der wichtigsten Sitze der christlichen Kirche. Dadurch, dass Kaiser Konstantin I. die am Bosphorus liegende Stadt zur Mithauptstadt des Römischen Reiches erhoben hat, wurde die Funktion des Bischofs des 'neuen Rom' schon bald sehr bedeutungsvoll. Das Zweite Ökumenische Konzil, das 381 in Konstantinopel selbst tagte, legte fest, dass der Bischof dieser Stadt einen Ehrenprimat innehatte. Das Vierte Ökumenische Konzil, das 451 jenseits des Bosphorus in Chalzedon seine Sitzungen hielt, gab Konstantinopel die gleichen Rechte und Privilegien, wie sie dem alten Rom zukamen. Die Proteste Roms gegen diese Bestimmung blieben erfolglos.

Nach dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches blieb für das gräzisierte Oströmische Reich die alte Stadt Rom wichtig, nicht nur aus traditionellen und religiösen Gründen, sondern auch aus politischen und militärischen Überlegungen. Nach Justinian I. (527-565) war Byzanz dennoch kaum noch in der Lage, seine Ansprüche in Mittel- und Norditalien zu verwirklichen. Die Konsequenz dessen war, dass das Papsttum in Rom sich ungestört entwickeln konnte und in seinen Machtsansprüchen wenig Widerstand seitens der oströmischen ‚weltlichen‘ Obrigkeit empfand. Das Patriarchat von Konstantinopel aber hatte ein äußerst prekäres Verhältnis zum Kaisertum und wurde in seiner Tätigkeit vom Kaiserhof oft beeinflusst und beeinträchtigt.

Das Verhältnis zwischen dem Konstantinopler Patriarchat und dem Kirchenstuhl Roms läuft, wie ein roter Faden, quer durch die byzantinische Kirchengeschichte. Konstantinopel schätzte den römischen Stuhl sehr und gewährte ihm im Prinzip den Ehrenprimat innerhalb der christlichen Kirche. Während der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends entstanden jedoch immer mehr dogmatische und politische Kontroversen sowie kulturelle, soziale und kirchliche Entfremdung zwischen der lateinischen und der griechischen Christenheit, die schließlich eine Kluft zwischen Rom und Konstantinopel klaffen ließen. Das in den Geschichtsbüchern hervorgehobene Jahr 1054 ist nur ein zufälliges Scharnier in diesem Prozess der Entfremdung.

Nennen wir kurz einige wichtige Faktoren, die diesen Prozess förderten. Der wachsende Gedanke innerhalb der Kirche Roms, dass diese Kirche nicht nur einen Ehrenprimat sondern auch einen juristischen Primat innerhalb der ganzen christlichen Gemeinschaft innehatte, wurde vom Patriarchat von Konstantinopel abgelehnt. Eine weitere Streitfrage betraf das so genannte *Filioque*, eine Hinzufügung der Westkirche an das bei den Konzilien von Nizäa (325) und Konstantinopel (381) festgestellte Glaubensbekenntnis. Durch diese Hinzufügung bekannte man im Westen, dass der Geist aus dem Vater *und* dem Sohn hervorging. Diese Erneuerung wurde von östlichen Theologen abgelehnt, weil sie nicht das Ergebnis eines allgemeinen Konzils war und ihrer Ansicht nach die Beziehungen innerhalb der Heiligen Dreifaltigkeit nicht richtig wiedergab.

In politischer Hinsicht änderte die Perspektive des alten Rom sich durch die Christianisierung der Franken und der Angelsachsen. Man schaute künftig auch Richtung Norden und weniger Richtung Kaiserstadt am Bosphorus. Die durch den Ikonoklasmus verursachten inneren byzantinischen Wirren hatten die Beziehung des Kaiserhofes mit Rom schon schwer unter Druck gesetzt. Rom war nämlich in Bezug auf die Ikonenverehrung orthodox geblieben und hatte die offizielle byzantinische Reichspolitik der Verweigerung der Ikonenverehrung und der Zerstörung von Ikonen abgelehnt.

Öl ins Feuer war die Kaiserkrönung des Frankenkönigs Karl durch den Bischof des alten Rom (800): diese Tat wurde im neuen Rom als Hochverrat empfunden. Aus byzantinischer Sicht wurde ja der Auffassung, dass es nur *ein* Römisches Reich mit *einer* Kirche und *einem* Kaiser gibt, Gewalt angetan. Ein weiteres Problem war das Sprachenhindernis: in Westeuropa kannte man kaum Griechisch, die Sprache des Oströmischen Reiches, und in Konstantinopel waren die Kenntnisse des im Westen geläufigen Lateins größtenteils nicht-existent. Zudem ließen sich ab dem sechsten Jahrhundert slawische Völker auf dem Balkan und anderswo in

Osteuropa nieder. Die Christianisierung dieser Bevölkerungsgruppen war sowohl für die Kirche Roms als auch für diejenige Konstantinopels eine riesige Herausforderung, die auch Rivalität und Konkurrenz herbeiführte. Die Franken, die ja die Taufe aus Rom angenommen hatten, wollten verhindern, dass Byzanz kirchlichen, kulturellen, also auch politischen Einfluss im für sie nahe liegenden Mähren erwarb. In Mähren missionierten die aus Thessaloniki stammenden Brüder Kyrill und Method. Es gelang den Franken, unter anderem mit den Kirchenzentren Salzburg und Regensburg, schließlich, die byzantinische Missionsarbeit in Mähren unmöglich zu machen. Auf der anderen Seite blockierte Konstantinopel die lateinische Mission im Bulgarenreich.

Eine Eskalierung in der schwierigen Beziehung zwischen dem neuen und dem alten Rom fand 1054 statt. Eine vom Kardinal Humbert von Silva Candida geleitete römische Gesandtschaft kam nach Konstantinopel, um über eine Verbesserung der Beziehung zwischen den beiden Kirchenzentren zu sprechen. Aber weil arrogantes Benehmen beider Seiten nicht fremd war, entstand Krach statt Harmonie. Zunächst sprach der Kardinal gegen Patriarch Michael Kerullarios und sein Gefolge den Bannfluch aus und danach wurde die römische Gesandtschaft ihrerseits vom Konstantinopler Heiligen Synod mit dem Bann belegt.

Der Krach von 1054 betraf namentlich die Kirchenführung. In späteren Jahrhunderten jedoch nahm der Bruch auch das gemeine ‚Kirchenvolk‘ in Griff. Die Einnahme, Plünderung und langwierige Besatzung der Kaiserstadt durch westliche Kreuzfahrer im dreizehnten Jahrhundert (1204-1261), die dortige Gründung eines lateinischen Kaiserreiches und der erzwungene Austausch der griechischen kirchlichen Hierarchie durch eine lateinische vertieften den Bruch und legten das Siegel des Hasses darauf. Allmählich setzten die Bürger des Oströmischen Reiches westliche Christen immer mehr mit ‚Feind‘ gleich. Das war für sie umso leichter, als in Byzanz schon Jahrhunderte lang die Auffassung, Abendländer seien ungebildete und kulturlose Barbaren, Gemeingut war. Auch der Islam wurde oft mit den seit dem siebten Jahrhundert auftretenden arabischen Eroberern gleichgesetzt. Später, als das Oströmische Reich immer mehr zusammenschrumpfte, wurde der Islam mit dem neuen Feind, nämlich mit den türkischen Gewaltherrschern, identifiziert. Die Abneigung, die die meisten Byzantiner für den Islam empfanden, ergab sich also nicht nur aus ihrer Überzeugung, dass diese Religion im Vergleich mit dem Christentum eine ‚unwahre‘ Religion ist, sondern auch (und vor allem) aus ihrer Auffassung, dass er die Religion des Eroberers ist. Übrigens hatten auch viele mittelalterliche und neuzeitliche Abendländer eine starke schablonenhafte Abneigung gegen den Islam, die häufig auf Vorurteilen basierte. Die Oströmer fühlten sich bedroht und in die Zange genommen zwischen den Lateinern im Westen und den Muslimen im Osten. Die Beziehung zwischen der griechischen Orthodoxie, dem Oströmischen Reich und der byzantinischen Kultur wurde auch so weiter gestärkt.

Übrigens waren auch das bulgarische und das serbische Reich, die sich beide in Konkurrenz zum Oströmischen Reich auf dem Balkan bildeten, tief von der Orthodoxie geprägt. Der russische Staat *Kiev-Rus* zog das byzantinische Christentum dem römischen vor. Dies führte dazu, dass die byzantinische Orthodoxie auch die Staatsreligion des späteren Zarenreiches mit seiner Hauptstadt Moskau, bzw. Sankt Petersburg wurde. Einige russische Theologen entwickelten sogar die Doktrin, Moskau sei nach dem Glaubensabfall des ersten Rom und nach dem Scheitern des zweiten Rom, das wahre, ‚dritte Rom‘. Im Mittleren Osten, also dem Gebiet, wo das Christentum herkommt, fand vor allem im Lauf des zweiten Jahrtausends eine starke Islamisierung statt. Diejenigen, die Christen blieben, übernahmen oft die arabische Kultur und Sprache.

Bei dem endgültigen Untergang des Römischen Reiches im Osten während des fünfzehnten Jahrhunderts gibt es ein merkwürdiges Paradox: der politische Staat ging unter, aber die byzantinische Kirche war sehr mächtig und zählte viele Hundert Bistümer, nicht nur in den ehemaligen Reichsgebieten, sondern auch in Russland, Serbien und anderswo. In der

Orthodoxen Kirche, unter anderem in den Klöstern von Athos und Patmos, lebte Byzanz weiter. Zudem blieb im neuen, islamischen Osmanischen Reich die Religion auch für die Christen identitäts-bestimmend, wenn auch der byzantinische orthodoxe Staat vernichtet worden war. Ja, jetzt wo es diesen Staat nicht mehr gab, wurde Religion sogar zum Merkmal von Identität schlechthin. Die Orthodoxen wurden zum *Millet Rum* vereinigt, was 'Nation der Römer' bedeutet (*Rômaioi*), wie die Einwohner des Oströmischen Reiches sich selbst nannten. Der *Millet Rum* stand unter der Leitung des Patriarchen von Konstantinopel. Nicht nur die Griechischsprachigen, sondern auch die Bulgarisch-, die Serbisch-, die Rumänisch-, die Albanisch- und die Arabischsprachigen gehörten zu diesem Millet. Der griechische Patriarch von Konstantinopel trat als Ethnarch auf und hatte sich vor dem Sultan zu verantworten.

Wie heutzutage die Römisch-Katholische Kirche an der Stadt Rom als Verwaltungszentrum festhält, wollen auch die meisten Orthodoxen Kirchen, allen voran das Konstantinopler Patriarchat, die alte Hauptstadt des Oströmischen Reiches nicht als 'Hauptquartier' aufgeben. Auf diese Weise bleibt auch hier das römische Erbe die orthodoxe Identität mit bestimmend und sind Orthodoxe über der ganzen Welt in gewissem Sinne Miterben von Byzanz.

## 2. Versuche zur Überwindung des Bruches

Während der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends wurden mehrere Versuche unternommen, um die zwischen Rom und Konstantinopel entstandene Kluft ein wenig zu überbrücken. Die Aussagen des Papstes Innozenz III. nach der furchtbaren Plünderung der Kaiserstadt, er bedauere zwar das Blutvergießen, sei jedoch froh, dass dem Schisma der Griechen jetzt ein Ende gesetzt war, waren natürlich sehr unglücklich. Aber es gab auch friedvollere Versuche und Gespräche. Die Entfremdung und Kontroversen bedeuteten nicht, dass es überhaupt keine Gemeinsamkeiten mehr gab. Gebildete Vertreter beider Seiten strengten sich an, Glaubensgespräche über die theologischen Unterschiede zu führen und zur neuen kirchlichen Einheit zu gelangen. Der Bruch bedeutete also kein Schisma, in dem Sinn, dass man davon überzeugt war, die andere Seite hätte den christlichen, 'wahren' Glauben völlig verloren. Das Zweite Konzil von Lyon (1274) war jedoch zum Scheitern verurteilt, weil die theologischen Unterschiede kaum diskutiert wurden und die Machtpositionen zu ungleich waren. Beim Konzil von Ferrara-Florenz (1438-39) wurde die Theologie schon ernsthaft diskutiert, aber die Machtpositionen waren noch immer nicht gleich und die von den Kreuzzügen geschlagenen Wunden hatten schon längst angefangen, zu eitern. Die im Konzil erreichte Übereinstimmung dauerte deswegen nicht lange.

Im Laufe der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends entwickelte sich dennoch die Auffassung, nur die eigene Kirche habe die Wahrheit inne, immer stärker. Der so genannte 'soteriologische Exklusivismus' – ein Ausdruck des bedeutenden polnischen Theologen Waclaw Hryniewicz aus Lublin – bedeutet, nur die innerhalb der eigenen Kirche gefeierten Sakramente können zur Rettung führen und die in sämtlichen anderen Kirchen vollzogenen Sakramentalfeiern seien unzureichend. Vor allem die Kirche Roms entwickelte diesen soteriologischen Exklusivismus stark. Es ist allerdings wichtig zu bemerken, dass diese Auffassung der Exklusivität vor allem von Mitgliedern der Kirchenführung und von Theologen entwickelt wurde. Für das gemeine Volk war es oft nicht so wichtig, ob Sakramente in einer orthodoxen, griechisch-katholischen oder lateinischen Kirche 'gespendet' wurden; die Hauptsache war, sie wurden gespendet. Auch zahlreiche Priester sowie einige Bischöfe betonten die Gemeinsamkeiten anstelle der Unterschiede. Auf einigen griechischen Inseln waren gemeinsame Eucharistiefiern von Katholiken und Orthodoxen bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein nicht unüblich.

Die ‚soteriologische Exklusivität‘ trat unter anderem bei der so genannten Brester Union, also bei der Entstehung der heutzutage ‚ukrainisch griechisch-katholisch‘ genannten Kirche, klar zu Tage. In den Neunzigerjahren des sechzehnten Jahrhunderts entschieden sich die orthodoxen Bischöfe des Kiever Metropolitansprengels, der damals noch unter Konstantinopels Bereich fiel, sich für eine Union mit der Kirche Roms. Hauptursachen für diese Entscheidung waren die schwierige soziale und kulturelle Lage ihrer Kirche im katholischen Polen und die angespannte Beziehung zum Fanar, dem Hauptquartier des dem Sultan unterstellten Patriarchats von Konstantinopel. Die Bischöfe konnten daher keine Hilfe aus Istanbul erwarten. Man wandte sich Rom zu und wollte eine Kirchenunion schließen. Bei dieser Union wollte man eigene Bräuche, wie die Priesterehe und die byzantinische Liturgie, beibehalten. Für Rom war es jedoch undenkbar, dass eine ‚schismatische‘ Kirche mit dem heiligen römischen Stuhl verhandeln würde. Das nach römischer Ansicht einzig mögliche Modell war das der Rückkehr zur wahren Kirche, der totalen Unterwerfung. In dem Fall konnte der römische Stuhl dann als barmherzige Konzession den Neuzugekommenen erlauben, ihre eigenen liturgischen Bräuche beizubehalten. Aber auch das reichte für Rom nicht aus. In späteren Zeiten wurden nämlich Versuche unternommen, die byzantinische Liturgie der griechisch-katholischen Kirche der Brester Union zu latinisieren. Der Grund dafür war die Überzeugung, dass der lateinische Ritus allen anderen Riten überlegen war. Mit Ausnahme einiger Päpste, wie Benedikt XIV., blieb dies die römische Linie bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil, das beschloss, dass die unierten Kirchen ihre eigene östliche Liturgie pflegen sollten. Dieses Konzil stellte fest, dass auch die Römisch-Katholische Kirche Schuld an der Spaltung hatte. Es öffnete den Weg zur Ökumene, zum Dialog mit dem Judentum und dem Islam sowie zu anderen Religionen der heutigen Welt.

Wer von Ihnen heutzutage den heiligen Berg Athos besucht, stellt fest, dass die historischen Konflikte noch längst nicht der Vergangenheit angehören. Viele Athosmönche erzählen mit starken Emotionen über die Einnahme Konstantinopels im Jahr 1204, als ob sie gestern geschehen wäre. Aber für die meisten durchschnittlichen Orthodoxen liegt das doch schon weiter zurück. Außer dem Zweiten Vatikanum trugen einige weitere positive Entwicklungen dazu bei. Unter anderem die gleichzeitige Aufhebung der gegenseitigen Exkommunikation von 1054 in Rom und Konstantinopel im Jahr 1965; die Begegnung zwischen Patriarch Athenagoras und Papst Paul VI. in Jerusalem sowie spätere Begegnungen zwischen Führern der beiden Kirchen; wichtige Symbolhandlungen, wie das Küssen der Füße des Metropoliten Meliton von Chalzedon durch Papst Paul VI., die Rückgabe von Reliquien, zum Beispiel die des Apostels Andreas an die griechische Stadt Patra; die Übergabe katholischer Kirchengebäude in der westlichen Welt an Orthodoxe griechischer, serbischer, rumänischer, usw., Herkunft für ihre Gottesdienste; die vom Papst Johannes Paulus II. wiederholt ausgesprochenen Bitten um Vergebung für die von Katholiken verübten Verbrechen der Orthodoxen Kirche gegenüber. Als dieser Papst im Mai 2001 Griechenland besuchte – ich war selber als Berichterstatter dabei – war diese Bitte, worüber zuvor zwischen Athen und Rom verhandelt worden war, ein Durchbruch, um die angespannte Atmosphäre zu lockern. Man muss jedoch sagen – ich wiederhole es noch einmal -, dass viele durchschnittliche Orthodoxe das anders, auf jeden Fall weniger intensiv empfinden. Beim damaligen päpstlichen Griechenlandbesuch zum Beispiel sagten viele Athener, dass der Papst sich für die Verkehrsprobleme, die sein Besuch in ihrer Stadt hervorrief, entschuldigen sollte und nicht für Sachen, die schon Jahrhunderte zurücklagen.

Bekanntlich fing nach Jahren des so genannten Dialogs der Liebe, im Jahr 1980 der so genannte Dialog der Wahrheit an. Diese Begriffe sind natürlich nur künstlich von einander zu unterscheiden. Liebe und Wahrheit lassen sich ja nicht trennen. Mit dem Begriff ‚Wahrheit‘ meinte man den theologischen Dialog. Man entschied sich, zunächst die Punkte zu behandeln, von denen man vermutete, dass sie mehr einigen als trennen würden, vor allem die

Sakramente, und erst in einer späteren Phase die trennenden Punkte, vor allem Papsttum und Uniatismus.

Die Wirklichkeit überholte jedoch den Zeitplan der Internationalen Gemischten Kommission für den Theologischen Dialog zwischen der Orthodoxen Kirche und der Römisch-Katholischen Kirche. Am Ende der Achtzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts führten die von Michail Gorbatschow initiierte Politik von *Glasnost* und *Perestroika* sowie eine embryonale Religionsfreiheit in der Sowjetunion zum Wiederaufleben der verbotenen und scheinbar liquidierten griechisch-katholischen Kirche in der Ukraine. Auch in Rumänien begannen Griechisch-Katholiken sich wiederum als solche zu äußern und in der Slowakei forderten sie die Rückgabe ihres ehemaligen Besitztums. Es entstanden große Konflikte und Spannungen in diesen Ländern, insbesondere über das Eigentum von Kirchengebäuden. Einige ehemalige Objekte wurden zurückgegeben oder zurückgenommen. Der große finanzielle Verlust für die Orthodoxie verschärfte die Spannungen. Es war unvermeidlich, dass jetzt sofort das Thema des Uniatismus in der Kommission angegangen wurde. Die Balamand-Erklärung, die so heißt wegen der Kommissionssitzung in Balamand, Libanon, im Jahr 1993, zeigt ein delikates Gleichgewicht. Auf der einen Seite erkennt die römisch-katholische Delegation, dass ihre Kirche den Uniatismus als Muster für die Kircheneinheit nun ablehnt und dass sie die griechisch-katholischen Kirchen nicht mehr für Unionsmodelle hält. Auf der anderen Seite akzeptiert die orthodoxe Delegation das tatsächliche Dasein der unierten Kirchen und ihr Recht auf eigene Seelsorge. Weiters erkennen die Römisch-Katholische Kirche und die Orthodoxe Kirche einander als Schwesterkirchen an. Sie betonen Gewissensfreiheit für ihre Gläubigen, Liebe, Vergebung, offenen Dialog und Respekt und verurteilen alle gegenseitigen Gewalttaten.

Diese mutige und offene Erklärung, die meines Erachtens ein großer Schritt vorwärts ist, ist jedoch sehr umstritten. Obwohl das Patriarchat von Konstantinopel sich sehr für die Akzeptanz der Erklärung einsetzte, wurde sie von einigen Befürwortern der harten Linie Rom gegenüber verworfen. Die Kirche Griechenlands und die Athosäbte zum Beispiel fanden es unakzeptabel, der ‚päpstlichen‘ Kirche, die sie sowieso kaum als Kirche anerkennen könnten, solche Zugeständnisse zu machen. Auch einige katholischen Kreise, sowohl im lateinischen Ritus als auch bei den Unierten, waren empört über die Verurteilung der Methode des Uniatismus und lehnten die Erklärung ab. Die jüngste Kommissionssitzung in Baltimore im Jahr 2000, wiederum über den Uniatismus, brachte im Grunde keine weitere Annäherung.

Der Wunsch der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche, ein Patriarchat zu werden, gießt Öl ins Feuer. Es gibt eine kräftige Lobby im Vatikan, um die päpstliche Genehmigung für die Patriarchalstruktur zu bekommen. Für die Orthodoxie bedeutet dies jedoch eine weitere Stärkung des Uniatismus. Es wäre weise, wenn die ukrainische Kirche sich hier asketisch benehmen würde und nochmals ein Opfer für die Einheit der Kirchen bringen würde. Was bedeutet übrigens die Patriarchalstruktur in der Kirche Roms? Statt des ursprünglichen kanonischen Rechtes, dass die ostkirchlichen Patriarchen Brüder des Patriarchen Roms sind, ist die heutige Funktion der Patriarchen der katholischen Ostkirchen nur ein Schatten von sich selbst. Ein ostkirchlicher Patriarch ist in der römischen Pyramide erst wichtig, wenn er gleichzeitig Kardinal ist. Das Kardinalsamt ist wichtiger als das Patriarchenamt. Hier liegen ungelöste Fragen des heutigen römisch-katholischen kanonischen Rechtes.

### *3. Einige heutige Probleme: Papsttum, Balkankriege und Mangel an ökumenischer Bildung*

Wenden wir uns nun einigen weiteren heutigen Problemen zu. Davon möchte ich hier nur drei erwähnen: Papsttum, Balkankriege und Mangel an ökumenischer Bildung.

Das Papsttum ist zweifelsohne das wichtigste ekklesiologische Problem in der Beziehung zwischen der Orthodoxie und ihrer römischen Schwester. Es ist klar, dass das

Papsttum in seiner heutigen Gestalt kaum auf dem neutestamentlichen Befund basiert, sondern das Ergebnis einer langen historischen, auf Autokratie hin tendierenden Entwicklung ist. Es ist ein interessantes Phänomen, vielleicht sogar Paradox, dass einerseits die heutige Gestalt des Papsttums von fast allen nicht-römischen christlichen Kirchen abgelehnt wird, und dass es andererseits in vielen dieser Kirchen eine Neubesinnung auf ein petrinisches Leitungs- und Dienstamt gibt. Man denkt nach über ein zentrales Amt der Koordinierung, aber nicht so zentralistisch, wie im römischen Modell. Auch orthodoxe Theologen, wie der Franzose Olivier Clément, betonen heutzutage die Notwendigkeit eines zentralen Dienstamtes. Die Orthodoxe Kirche bleibt dazu bereit, dem römischen Stuhl den Ehrenprimat beizumessen, kann jedoch die spätere Entwicklung des zweiten Jahrtausends, wie die Definition des Ersten Vatikanischen Konzils über die päpstliche Unfehlbarkeit, nicht akzeptieren. Auch innerhalb der Römisch-Katholischen Kirche selbst wird von einigen Theologen und Bischöfen über eine Dezentralisierung und mehr Synodalität diskutiert. Man schlägt unter anderem vor, den unterschiedlichen Bischofkonferenzen oder einzelnen Kontinenten und Regionen mehr Entscheidungsmacht zu geben. Auch der heutige Papst hat in seiner eindrucksvollen ökumenischen Enzyklika *Ut Unum Sint* die anderen Kirchen dazu eingeladen, gemeinsam mit ihm über eine andere Gestalt des petrinischen Amtes nachzudenken. Gleichzeitig beobachtet man jedoch, dass gerade während dieses Pontifikats der römische Zentralismus erheblich gestärkt worden ist. Diese Divergenz gibt orthodoxen Bischöfen, Theologen und anderen Gläubigen viel zu denken.

Ein zweites Problem betrifft die in vielen katholischen Kreisen gehegte Auffassung über die angebliche Gewaltbereitschaft und den ‚Mangel‘ an Friedenseinsatz innerhalb der Orthodoxie.

Nach Meinung vieler Intellektueller und Geistlicher, übrigens sowohl Nicht-Orthodoxer als auch Orthodoxer, ist für die Gebiete, wo die Orthodoxie schon seit Jahrhunderten die wichtigste Religion ist, die enge Beziehung zwischen der Orthodoxie und dem Vaterland, zwischen dem religiösen und dem nationalen Element bezeichnend. Man dürfte sagen, dass in den orthodoxen Ländern die Religion das nationale Element sakralisiert und das nationale Element die Religion ethnisiert. Einige behaupten sogar, dass die Orthodoxie eine nationalistische Ideologie fördert, welche das Nationalgefühl eines Volkes verstärkt; dieses Gefühl wiederum macht die Identifizierung mit der Orthodoxie dauerhaft. Diese Ideologie bestimmt übrigens auch, wer die Feinde der Nation *und* der Orthodoxie sind; oft waren und sind das der Islam und die Römisch-Katholische Kirche. Mehrere führende orthodoxe Theologen, wie Alexander Schmemmann, John Meyendorff und Kallistos Ware, klagten schon, dass der kirchliche Nationalismus eines der schlimmsten Übel der Orthodoxie ist. Es ist nicht schwierig, dafür Beispiele zu finden. Die Ereignisse in der letzten Woche in Serbien und – auf albanischer Seite – in Kosovo zeigten wiederum einiges. Was aber von vielen Katholiken oft übersehen wird, ist die Tatsache, dass bedeutende orthodoxe Kirchenführer sich sehr für Frieden und Versöhnung einsetzen. Solche einseitige Wahrnehmungen – in diesem Fall auf der katholischen Seite, aber auf der orthodoxen Seite gibt es natürlich ähnliches – verstärken Vorurteile und verzerren das Bild der jeweils anderen Kirche. Als Beispiel für den orthodoxen Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit nenne ich hier zwei vom Patriarchat von Konstantinopel unternommene Initiativen. Im Februar 1994, also mitten im Bosnienkrieg, veranstaltete das Patriarchat in Istanbul eine internationale Konferenz über Frieden und religiöse Toleranz. Vertreter von Christentum, Islam und Judentum beteiligten sich. Das Ziel dieser Konferenz war es zu zeigen, dass die drei monotheistischen Religionen für den Erhalt von Frieden und Toleranz in einer Welt von nationalistischen Konflikten zusammenarbeiten können. Im ‘Bosporusmanifest’, das ein Ergebnis dieser Konferenz ist, wird ausgesagt, dass ein Verbrechen im Namen der Religion in Wirklichkeit ein Verbrechen gegen die Religion ist, und dass „... der Krieg im ehemaligen Jugoslawien

kein Glaubenskrieg ist und dass Appelle zu und Ausnutzung von religiösen Symbolen, um einen aggressiven Nationalismus zu fördern, die Universalität des christlichen Glaubens verraten.“ Man ruft zur Unterstützung der Flüchtlinge, vor allem der Kinder, auf. Krieg, Mord, Vergewaltigungen und ethnische Säuberungen werden verurteilt.

Auch bei einer *synaxis* (Zusammenkunft) der orthodoxen Kirchenführer auf der Insel Patmos im September 1995, ließen sie an alle Christen und alle Menschen guten Willens einen Aufruf zu Frieden, Verbrüderung der Völker, Gerechtigkeit und Wahrheit ergehen. In diesem Zusammenhang wollten sie der westlichen Kritik erwidern, dass die enge Beziehung in der Orthodoxie zwischen Kirche und Volk in reichem Maße zum Balkankrieg beigetragen hatte, und sagten: „... wir möchten allen deutlich machen ..., dass die orthodoxe kirchliche Auffassung von der ‘Nation’ keineswegs das Element des Angriffs und des Zusammenstoßes zwischen den Völkern enthält. Vielmehr bezieht es sich auf die Besonderheiten eines jeden von diesen Völkern, auf deren heiliges Recht, den Reichtum ihrer Tradition zu bewahren und zu pflegen und so zum Fortschritt, für den Frieden und für die Versöhnung aller Menschen beizutragen. Aus diesem Grund verurteilen wir jeglichen nationalistischen Fanatismus, der zur Spaltung und zum Hass unter den Menschen, zur Verfälschung oder Vernichtung kultureller und religiöser Besonderheiten anderer Völker der Erde und zur Verletzung des heiligen Rechts der Freiheit und der Würde der menschlichen Person und aller Minderheiten führen kann.“

In der vergangenen Woche hat der serbisch-orthodoxe Patriarch Pavle sich ebenfalls sehr für Versöhnung zwischen Albanern und Serben, Muslimen und Orthodoxen in Kosovo und Serbien engagiert.

Der amerikanische Politologe Samuel Huntington legt in seinem viel besprochenen Buch *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order* dar, dass es selbstverständlich ist, dass orthodoxe Länder, wie Griechenland und Russland, sich während der Balkankriege in den Neunzigerjahren solidarisch mit Serbien erklärten, weil sie alle zur gleichen orthodoxen Kultur gehören. Wenn diese Bemerkung auch größtenteils richtig ist, ergibt es sich doch, dass es in den orthodoxen Reaktionen zu diesen Kriegen auch erhebliche Unterschiede gibt. Es existiert eine Linie interorthodoxer Solidarität im Kampfe, und es existiert eine Linie, welche die universelle Dimension der Religion, ohne jedwede Diskriminierung, betont. Einige Orthodoxe akzentuieren die enge Beziehung zwischen Kirche, Vaterland und Volk. Andere betonen den inneren Weg des Herzens und verwerfen den Nationalismus auf Grund seiner Exklusivität.

Ein drittes Problem betrifft den Mangel an ökumenischer Bildung. Wie gesagt, ist in den Gebieten in Osteuropa und auf dem Balkan, wo die Orthodoxie mit Abstand die wichtigste Religionsgemeinschaft darstellt, die enge Verbindung zwischen dem religiösen und dem nationalen Element bezeichnend. Zahlreiche Russen, Serben, Bulgaren und Griechen haben kaum persönliche und lebendige Kontakte mit Christen anderer Konfessionen. Aber auch vielen osteuropäischen Griechisch- und Römisch-Katholiken fehlt es an ökumenischer Bildung und Erfahrung sowie an einer gründlichen theologischen Ausbildung. Ein wichtiger Grund dafür ist die Jahrzehnte lange kommunistische Herrschaft. So entstand ein guter Nährboden für Fundamentalismus, Obskurantismus und Konfessionalismus. Viele Russen, die den Kommunismus gegen die Orthodoxie eintauschten, sind ‘orthodoxer als der Patriarch’ und sind der Ansicht, genau zu wissen, was Orthodoxie beinhaltet: auf jeden Fall ein Glaube, dessen Formen unveränderlich sind und der mit der nationalen Identität eng verbunden, manchmal sogar identisch ist und der vor Fremdeinflüssen geschützt werden soll. Kritischen und gebildeten Katholiken wird es nicht schwer fallen, auch in ihrer eigenen Kirche in traditionell katholischen Gebieten eine solche Mentalität zu identifizieren.

Die Griechen, die außerhalb Griechenlands wohnen, vor allem die in Westeuropa, Amerika und Australien, haben meistens viel mehr Erfahrung im Umgang mit Angehörigen



anderer Konfessionen, Religionen und Weltanschauungen. Im Mittleren Osten ist die Situation wiederum anders. Die dortigen christlichen Kirchen sind fast alle kleine Minderheiten in von Muslimen dominierten Ländern. Ökumenische Kontakte mit anderen Konfessionen sowie mit der weltweiten Christenheit sind für sie lebenswichtig.

Intensiver und persönlicher Austausch ist hier äußerst nützlich. Es ist wichtig, dass orthodoxe Theologiestudierende aus Osteuropa, dem Balkan und dem Mittleren Osten während längerer Zeit an westeuropäischen, amerikanischen, afrikanischen und asiatischen Universitäten studieren und die Kirchen und Gesellschaften in jenen Gebieten inwendig kennen lernen. Es ist genau so wichtig, dass nicht-orthodoxe Theologiestudierende einige Jahre an Universitäten und Hochschulen in Russland, Griechenland, Ägypten, usw. studieren und für die dortige Orthodoxie und Gesellschaft aufgeschlossen werden. Dabei geht es um eine *Exposure*, die der Tatsache, dass Kirche und Glaube sich immer in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext befinden, gerecht wird. Diese Austauschbewegung soll von zwei Seiten herkommen. Meistens findet leider nur eine Bewegung von Orthodoxen Richtung Westen statt. Das reicht nicht aus. Durch gegenseitige Bewegung kann ein Prozess des Einander-Kennen-Lernens sowie des Brücken-Bauens zu Stande kommen. Interesse an einander und Lernen gedeihen besser in einer dialogischen als in einer monologischen Kultur.

Wir brauchen eine kenotische Spiritualität, das heißt: die beiden Kirchen benötigen eine Mentalität der Bereitschaft, ihre eigene konfessionelle Identität nicht zu verabsolutieren; eine Bereitschaft, um Opfer für die Einheit zu bringen. Katholiken dürfen nicht von der Orthodoxie erwarten, dass immer nur sie Konzessionen macht, um zur Einheit zu gelangen. Auch die Katholische Kirche muss dazu bereit sein. Umgekehrt gilt das auch für die Orthodoxe Kirche. Es gilt natürlich für alle christlichen Kirchen. Wie Jesus sich selbst entäußerte (Phil. 2, 7), brauchen auch wir eine Haltung der Selbst-Entäußerung, des Leer-Werdens, nicht damit wir nichts mehr haben, sondern das Leben in Fülle bekommen.

*Vortrag für Pro Oriente, Sektion Graz, am 24. März 2004*

*Bert Groen ist Professor am Institut für Liturgiewissenschaft, Christliche Kunst und Hymnologie der Karl-Franzens-Universität Graz*